

Der Liebe Mehlthau.

Humoreske von Alois Ureich.

Der Bäckermeister Kramer hatte seinen Verkaufsladen sehr vortheilhaft geschmückt. Seit einigen Wochen hatte er nämlich eine junge Frau dazugeworfen, die sich zwischen den Kuchen und Semmeln sehr appetitlich ausnahm.

„Sie essen so gern Hafelnustuchen“, sagte sie eines Tages zu ihm, „Herr...“

„Arthur... D, nennen Sie mich einfach Arthur!“

Frau Agathe überhörte diesen Anruf und fuhr zu sprechen fort: „Wenn Sie eine solche Leidenschaft für Hafelnustuchen haben, dann sollten Sie hinüber zu unserem Konkurrenten gehen, der macht die Kuchen viel besser und feiner als wir...“

„Aber, schöne Frau, wer sagt denn, daß ich wegen der Kuchen komme? Haben Sie noch nicht gemerkt, daß ich nur zu Ihnen komme...?“

Frau Agathe dantte sehr gemessen für diese fragwürdige Auszeichnung. „Ich habe aber einen sehr eiferfüchtigen Mann!“ sagte sie warnend.

„Düßelt er Sie?“ fragte Arthur theilnahmsvoll.

„Er kann unangenehm werden... Ich glaube er wäre im Stande, mit einem Brechreiz groß zu werden. Das wäre deshalb besonders schrecklich, weil mein Mann Mitglied eines Athletenvereines ist...“

„Für Sie ist mir keine Gefahr zu groß“, behauptete der junge Mann.

„Dann hat er schon mehrere Preise im Wettbewerben bekommen“, warnte nochmals die hübsche Bäckermeisterin.

Da Herr Arthur auch diese Mahnung in den Wind schlug und an den nächsten Tagen mit großer Pünktlichkeit erschien, um wieder allerlei schöne Komplimente los zu werden, berieth Frau Agathe mit ihrem Manne, wie sie den unangenehmen Kunden los werden könnte.

Sie legte sich einen sehr kostbaren Rasch- und Brechreizplan zurecht, für dessen Ausführung ein besonderer Tag bestimmt wurde. Bis dahin ließ Frau Agathe die unerwünschten Artigkeiten geduldig über sich ergehen und beschränkte sich nur auf vielfache Hinweise auf die Eiferfüchtigkeit ihres Gatten, die sie immer schredlicher schilderte, indem sie täglich neue Grausamkeiten ersann, die ihr Mann demjenigen zufügen würde, den er in Verdacht habe, daß er sein eheliches Glück stören wolle...

Herr Arthur war für diese auf gemeintem Warnungen taub. So kam der Tag des Schreckens.

Arthur hatte wie immer seinen Hafelnustuchen gekauft, den er im Lader stehend verzehrte, um diese Gelegenheit zu allerlei Huldigungen zu benutzen. Heute war ihm nun allerdings schon etwas bange geworden, denn der Bäckermeister Kramer war in den letzten Tagen mit unheimlichen Wäuden in dem Laden herumgeschlichen, die nichts Gutes bedeuteten. Fast bereute Arthur, sich auf dieses Abenteuer eingelassen zu haben.

„Ich könnte heute nicht so ruhig Kuchen essen!“ sagte die schöne Bäckermeisterin zu dem vertriebenen Jüngling. „Mein Mann ahnt schon etwas. Wissen Sie, was er heute gesagt hat?“

Arthur raffte seine Kräfte auf, um zu lächeln.

„Nun, was hat er denn so Entsetzliches gesagt?“

„Er ist zu viel am Leben hat er gesagt. Einer ist zu viel: Ich oder er... Gerade so hat er gesagt!“

Ein leises Grauen lief über den Rücken Arthur's und er suchte nach einem Argument, um den Feldzug seiner Verliebtheit möglichst rasch zu beendigen, ehe sich noch die Gefahr mehrete. Aber die Bäckermeisterin ließ ihn heute nicht los. Sie wühlte noch allerlei fürchterliche Ausprüche, die ihr Mann in den letzten vierundzwanzig Stunden angelächelt gemacht, bis sie in einem

bestimmten Augenblick den letzten Trumpf ausspielte, indem sie seufzte: „Es wäre schrecklich, wenn mein Mann jetzt daerfame und Sie hier sähe, denn er ist heute einen Revolver taufen gegangen.“

„Einen Revolver“, hauchte Arthur nicht mehr so ganz mutig wie bisher, wobei ihn ein recht deutliches Zittern befiel.

„Jawohl, einen Revolver“, wiederholte Frau Agathe bestätigend.

Nun gab es für Arthur nur einen Gedanken: möglichst bald das Freie zu gewinnen.

Blötzlich stieß die Bäckermeisterin einen sanften Schrei aus. „Sie können nicht mehr fort!“ rief sie, „denn dort kommt schon mein Mann. Sehen Sie ihn nicht?“

Allerdings sah ihn Arthur, wobei seine tapferen Männlichkeit auch sofort in Verlust gerieth. Er bat flehentlich Frau Agathe, ihn doch zu retten.

„Sie müssen sich verbergen!“

„Aber wo?“ stöhnte Arthur.

„Es bleibt nichts übrig, als daß Sie in diesen Sack kriechen“, erklärte die Bäckermeisterin.

Ein Blick nach der Thür, in deren Nähe der grimmige Geaner bereits sichtbar wurde, veranlaßte Arthur, den peinlichen Vorschlag anzunehmen und gleich auszuführen. Er ließ sich den leeren Sack über den Kopf ziehen, duckte sich nieder, drückte sich an die Wand und wartete der Dinge, die nun kommen würden.

Der Bäckermeister kam gleich darauf herein, tumorte fürchterlich, redete vom Tode, rief nach dem Knecht, den er zum Tode schicken wollte, und anderen unangenehmen Sachen, stieß ganz entsetzliche Drohungen aus und befähigte sich erst, als einige Augenblicke später ein Knecht eintrat und erklärte, daß er gekommen sei, die Mehlstücke abzuholen.

„Dort stehen Sie“, sagte der Bäckermeister und wies in die Richtung zum Magazin, wo Arthur neben den Mehlstücken in seiner weichen Hülle zitternd stand. Jetzt mußte sein Geheimniß aufkommen. Der Knecht trat zunächst die beiden nebenstehenden Säcke hinaus. Schon glaubte sich der junge Mann gerettet. Aber da kam der Knecht abermals, ergriff den Sack, dessen kostbaren Inhalt Arthur ausmachte, sah ihn in der Mitte und —

„Wunder — als ob es ein echter und wirklicher Mehlthau wäre, nahm er ihn auf die Schulter und trug ihn hinaus, nachdem er ihn vorher zugebunden hatte. Arthur athmete zunächst auf, aber als sich gleich darauf der Wagen in Bewegung setzte, als ein fürchterliches Murren und Schütteln anhub, als es in unheimlicher Fahrt durch die gepflasterten Straßen ging und Arthur bei jedem Holperer und Stolperer, den der Wagen machte, in recht unangenehme Mittheilung gezoget wurde, da erkannte er, daß er das Opfer einer böshafsten Abmachung geworden. Die Mehlstomphäre drückte. Es wurde ihm unheimlich warm. Dazwischen trotz der Aerger über dieses verunglückte Abenteuer über seine Seele. Er wußte sich durch Zurückmit dem Koffelentker in's Finernehmen zu setzen, schien aber abthlich nicht gehört zu werden, denn der Mann auf dem Kutschhof fuhr lustig darauf los. Ganz bedeutende Angst bereitete dem jungen Manne auch die Ungewißheit, wohin denn eigentlich diese Fahrt ginge. Arthur machte einige Male den Versuch, sich durch Gewalt aus seiner Situation zu befreien, gerieth aber dadurch nur erst recht in eine unangenehme Lage, da durch die heftigen Bewegungen der neben ihm liegende Mehlthau auf ihn gestollert war.

So war die Teufelsfahrt eine halbe Stunde lustig darauf losgegangen, als der Wagen plötzlich hielt. Arthur's Herz pochte ungestüm. Wird die Erlösung kommen oder erwarten ihn neue unangenehme Zwischenfälle? Wo befindet er sich eigentlich?

„He!“ hörte er den Kutscher rufen. „He — Hausbesorger — ich hätte dahier einen Sack Mehl abzugeben!“

Gleich darauf spürte Arthur, wie sein Sack angefaßt und in die Höhe gehoben wurde. Ein Rud, und er stand auf der Erde.

„Wir kriegen einen Sack Mehl?“ fragte in verwundertem Tone eine Stimme, die Arthur zu seinem neuerlichen Entsetzen als das Organ seines Portiers erkannte.

„Einen geheimnißvollen Sack Mehl“, lachte der Kutscher.

„Der Sack rührt sich ja!“ rief die Frau des Portiers, die auch hinzugetreten war.

Da wurde auch schon die Verhöhnung oben am Sackhalse gelöst und die mehligte Hülle glitt zum großen Erschrecken und Ergötzen aller Leute, die sich inzwischen angelammelt hatten und die dieses seltsame Schauspiel mit viel Heiterkeit genossen, von den jugendlichen Schultern Arthur's, der mit einer Verwünschung den Rest der Hülle abstreifte und unter dem Geplätscher der Zuschauer zornroth in das Haus stürzte, um sich vor dem Spott seiner Zeitgenossen zu verbergen. Er hörte nur noch, wie eine Stimme rief:

„Das ist ja der Beamte aus dem zweiten Stad!“

Seit dieser Mehlthau, die dem armen Jungen acht Tage lang in allen Knochen und Muskeln lag, ist Arthur's Begeisterung für Hafelnustuchen und hübsche Bäckermeisterinnen erheblich geschwunden. Er meidet die gefährliche Gegend, in der sich der Laden des Meisters Kramer befindet.

Die Nacht der Frau.

Sie besteht nicht in der Ausübung roher Gewalt; sondern sie zeigt sich in der Behütigung des Gemüthes und Herzens. Die Frauenhand ist von Natur weich, das Herz lieblich und theilnahmsvoll. Möge sie ihre im engen Rahmen der Häuslichkeit, wie im Schaffen und Wirken für weitere Kreise entfalten. Es wird ihr zum Ruhme gereichen, wenn sie ihren Platz im Leben voll und ganz ausfüllt und ihn auch gegen widrige Strömungen behauptet. Keiner soll müßig am Rande des Lebens stehen und nutzlos klagen: „Mich hat Niemand gedinet, meine Kraft muß daher brach liegen.“ Auch der schwächste Mensch kann noch, nach seiner Art und Veranlagung, ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft sein. Er muß nur die ihm verliehene Kraft in richtiger Weise und weiser Selbstbeschränkung anwenden. Wer über die Kraft hinausgeht, bricht unfehlbar unter den bösen Folgen zusammen. Die Nacht der Frau beruht auf dem Maß der Güte und Opferwilligkeit, die sie im Verlebe gebraucht. Die ausgeheilte Liebe sehr vielfältig auf dem liebreichen Herzen zurück; die Selbstlosigkeit findet den reichsten Lohn in dem beglückenden Gefühl, dem Nächsten wahrhaft dienlich zu sein. Wo die Frau in dieser Weise zum Wohl Anderer thätig ist, da entfaltet sie eine Macht, der sich keiner auf die Dauer entziehen kann. Sie wendet keine Gewalt an, um ihren Zweck zu erreichen. Der Frieden des Hauses, das Behagen aller Hausangehörigen, wird von vornherein gesichert, wenn eine Frau mit liebreichem Herzen und durchdringendem Verstande die Leitung übernimmt. Freilich werden ihr trotzdem, oder sollen wir sagen, gerade deswegen die inneren und äußeren Anfechtungen nicht erspart bleiben. Aber sie erlangt durch ihr thatvolles Verhalten doch endlich den Sieg. Sie zieht den Trauernden und Verzagten mit unwiderstehlicher Gewalt in ihren Bann, weil sie das rechte Wort am rechten Ort zu sagen weiß. Sie weint mit dem Weinenden und freut sich mit dem von der Freude Gequälten. Sie erbarmt sich des Nothleidenden und zeigt für jeden eingehendes Verständnis seines besonderen Falles. Vor allem aber mehrt sie den Frieden, den kostbaren Frieden, so viel es nur irgend in ihrer Macht liegt. Mag ihre Hand noch so zart und so schwach sein, so hat sie doch zu allen Zeiten Kraft, die Friedenspalme hoch zu halten. Sie giebt der Welt dadurch ein leuchtendes Beispiel, das ganz dazu geeignet ist, in weiteren Kreisen als nur im eigenen Heim vorbildlich und nachahmungswerth zu wirken. Solcherweise ist die Nacht der Frau unbedrängt, und sie muß sich des in ihre Hand gelegten Segens stets bewußt sein.

Was ist unser Heim?

Eine englische Zeitung warf obige Frage auf und setzte einen Preis für die beste Antwort aus. Einige davon lauteten: „Unser Heim ist die Blüthe, deren Frucht bereinst der Himmel ist.“

Eine Welt von Kampf, der abgeschlossen, eine Welt von Liebe, die eingeschlossen ist.

Die goldene Fassung, in welcher die Mutter der schönste Edelstein ist.

Der einzige Fied auf Erden, wo die Mängel und Fehler der Menschen vom Mantel der Liebe bedeckt werden.

Der Platz, wo die vor Augen der Menschen Großen oft klein, die Kleinen häufig groß sind.

Des Vaters Königreich, der Kinder Paradies, der Mutter ganze Welt.

Der Ort, wo man am besten behandelt wird, und doch am unzufriedensten ist.

Gepräch.

„Bittins, Sie sind mein Freund?“

„Gewiß, aber ich habe kein Geld bei mir.“

„Gute Nacht!“

„Es war einmal...“

Frau Lehmann: „Was tragen Sie denn in diesem Medaillon?“

Frau Heimann: „Da ist eine Haarlocke von meinem Mann drin.“

Frau Lehmann: „Ihr Mann lebt aber doch noch?“

Frau Heimann: „Das schon, aber Gaare hat er schon lange nicht mehr!“

Druckfehler.

„Es war ihr sehr unbehaglich zumuthe während der Aussprache. Sie sah wie auf Rube l n.“

Die Gesandtschaftsheim.

Es ist soviel die Rede davon, daß die Gesandten der größten Republik der neuen Welt und der Welt überhaupt im Auslande zur Miethe wohnen müssen, während die Vertreter aller anderen Völker, die einigermaßen etwas auf sich halten, in hübschen, ja stattlichen Häusern leben, die das Eigenthum ihrer Nation sind. Das wurmt schon lange gar manches stolze Amerikanerherz und es hat sich eine Gesellschaft zusammengesetzt, um mit Hochdruck darauf hinzuwirken, daß die Vereinigten Staaten in ihren unergründlichen Sidel greifen und in den Hauptstädten des Auslandes Gesandtschaftspaläste hinstellen sollen, gegen die sich die übrigen Welt vertheidigen müßten. Da hat besagte Gesellschaft ein Büchlein herausgegeben, in dem die bedeutendsten Gesandtschaftsgebäude der Welt in Bildern zusammengestellt sind, so daß männiglich vergleichen kann, wie es andere so herrlich weit gebracht und wie kläglich wir in der Erde stehen — natürlich bildlich. Dabei kommt es auch heraus, daß wir ja doch bereits vor einigen Jahren, „Der Roth gehörend“, nicht dem eignen Triebe, weil es eben einfach nicht möglich war, eine Wohnung für den Botschafter aufzutreiben, ein stattliches Haus in Pera bei Konstantinopel erworben haben, wo unser Vertreter bei der hohen Porte „residirt“. Wir bringen nebenbei das Bild dieses Hauses, das unbedingt einen sehr hübschen Eindruck macht. Es kostet bloß \$123,000 und das dahinter liegende Gebäude für die Geschäftsräumlichkeiten noch \$25,500, zusammen also \$148,000. Nicht einmal \$150,000 und ein so vornehmes Gebäude! Damit ist aber auch unser Stolz erschöpft; in den andern Hauptstädten Europas glänzen wir nicht durch eigene Häuser. Das wurmt, wie gesagt, und in dieser warmigen Stimmung ist offenbar die Zusammenstellung der Gesandtschaftsgebäude gemacht. Die Unterdriftien klingen fast wie eine Parodie auf die große Rede des Marc Antonius an der Leiche Caesars: „Und Brutus ist ein ehrenwerther Mann!“

Die britische Gesandtschaft in Berlin, die vor nunmehr 38 Jahren erworben wurde, hat an \$650,000 gekostet; die französische Gesandtschaft in der Hauptstadt des Deutschen Reichs wurde in 1861 gekauft und damals mit \$105,000 bezahlt und um den Preis von \$30,000 mit Verbesserungen versehen. Bei der Ankunft des jetzigen Botschafters wurde das Innere neu ausgestattet und mit elektrischem Licht und Centralheizung versehen, was noch \$70,000 erforderte; die italienische Gesandtschaft an der Spree ist ein neugebautes und sein ausgestattetes Haus zum Preise von \$240,000; die österreichische Gesandtschaft wurde vor 35 Jahren um \$225,000 erworben; die russische Gesandtschaft kostete in 1834 bereits \$750,000 und wurde seitdem durch neue Erwerbungen vergrößert und verbessert — die Vereinigten Staaten haben kein eigenes Gesandtschaftsgebäude in Berlin.

In Wien hat die britische Gesandtschaft ein prachtvolles Haus mit Garten und selbstverständlich englischer Kirche; Frankreich ein herrliches künstlerisch bedeutendes Gebäude im Werthe von \$500,000 mit einer Einrichtung für \$150,000, und außerdem erhält der Gesandte \$25,000 j. a. Repräsentationskosten; Rußland ein vornehmes Gebäude nebst einer etwas erottisch anmuthenden vieltürmigen griechischen Kirche — die Vereinigten

Staaten haben kein eigenes Gesandtschaftsgebäude in Wien.

In Paris wimmelt es von Gesandtschaftspalästen: England besitzt ein schönes großes Renaissance-Gebäude; Deutschland desgleichen; ebenso Italien, Oesterreich, Spanien, Rußland und sogar Japan — die Vereinigten Staaten haben kein eigenes Haus in Paris.

In London wiederholt sich die Geschichte; in Brüssel, Kopenhagen, Madrid, Lissabon, Rom, Bern, Christiania, Petersburg, Konstantinopel und Athen prangen mehr oder weniger schöne Gesandtschaftspaläste Deutschlands, Englands, Frankreichs u. s. w. — und überall glänzen die Vereinigten Staaten durch Abwesenheit, nur einfach thronend am Goldenen Horn das Haus, das uns gefürt.

Und dabei bezahlen die bedeutendsten Länder ihre Gesandten recht gut. England gibt seinen Vertretern: in Paris \$45,000; in Petersburg \$39,000; in Rom \$35,000; in Wien \$40,000. Deutschland zahlt für: Paris \$30,000; London \$7,000; Petersburg \$27,000; Rom \$25,000; Wien \$30,000. Frankreich gibt an Gehalt jedem Gesandten \$8,000, und an Orts- und Repräsentationskosten zwischen \$20,000 bis \$32,000. Oesterreich gibt \$5,000 Gehalt und Repräsentations- oder Aufwandskosten zwischen \$26,000 und \$30,000. Italien zahlt \$4,000 Gehalt und Aufwandskosten von \$18,000 und in Paris \$19,000. Rußland zahlt in Berlin \$40,000, in London, Paris und Wien desgleichen und in Rom \$32,000.

Und was bezahlen wir? Na, wir sind ein einfache bürgerliche Republik mit einfachen bürgerlichen Vertretern, die es gar nicht nötig haben, sich in Aufwand und Prunt mit den Vertretern monarchischer Länder zu messen. Das ist der Grund, von dem wir ausgehen und dessen Befolgung den Stolz und die Würde unseres Landes ausmacht. Wenn wir wollten, stände es in unserer Macht, unsere Gesandten zu besolden, daß sich die Herren in Auslande in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle verdecken müßten, aber wozu? Unsere Gesandten sind dienstlich im Auslande und haben dort zu arbeiten, nicht aber sich zu vergnügen. Sie tragen keine Uniform und sollen allen Prunt und Aufwand vermeiden. Danach sind die Gehälter bemessen: in Deutschland, England, Frankreich, Rußland und Mexico je \$17,500; in Brasilien, Italien und Oesterreich je \$12,000; in Argentinien, China, Japan, Cuba und Spanien je \$12,000; in Belgien, Chile, Colombia, den Niederlanden und Luxemburg, Panama, Peru, Türkei und Venezuela je \$10,000; in Guatemala und Honduras je \$10,000; in Dänemark, Marokko, Paraguay und Uruguay, Portugal, Rumänien und Serbien, Schweden und Norwegen, und der Schweiz je \$7,500; in Griechenland und Montenegro sowie für die diplomatische Agentur in Bulgarien \$7,500; in Bolivien, Ecuador, Haiti, Korea, Persien, und Siam je \$7,500; Ministerresident und Generalkonful in Liberia \$5000; Agent und Generalkonful in Cario \$5000; diplomatische Beamte im Auslande \$3,000 — alles in allem \$403,000.

hm, ein bißchen knapp ist das denn doch, unsere Sparsamkeit in allen Ehren! Und dabei soll aus diesem Gehalte auch die Wohnungsmiethe bestritten werden. Es wäre am Ende doch gar nicht so übel, wenn wir in den Hauptstädten des Auslandes eigene Gesandtschaftsgebäude hätten. Das gäbe der Stellung des Gesand-

ten doch einen sicheren Halt, weil so wenigstens in der äheren Erziehung die amerikanische Gesandtschaft sich immer gleich bliebe, wie groß auch der zufällige Vermögensstand der verschiedenen Gesandten selbst wäre. Na, es ist ja noch nicht alle Tage Abend.

Zur Outmode.

„Wo sind denn meine beiden großen Hüte hingekommen?“

„Ihr Schöndchen hat sie weggenommen und spielt damit auf dem See Wasserläufer.“

Seine Werbung.

„Der Baron Anax ist ein schneidiger Kerl, das war ein Schwiagerjohn.“

„Was thu' ich mit einem Schwiegerjohn, der den Hof — und nicht ein Haus machen kann.“

Kleine Begriffsverwirrung.

„Was wurde denn gestern in der Oper gegeben?“

„Tannhäuser.“

„Ist das nicht das Stück, wo der Freischütz dem Schwan einen Apfel vom Kopfe schießt?“

Unbeisbar.

„Der Dichter J. soll doch mit Erfolg an seinem tranten Bein operirt worden sein!“

„Das schon, — aber seine Berst hinten noch immer!“

Kosthaft.

„Was nur mit meinem Manne ist, Herr Doktor, er schläft höchst unruhig und murrelt sogar Zahlen im Traume!“

„hm, vielleicht Wechselstieber?“

Er kann sich nicht satt lesen.

„Seit einer halben Stunde warte ich, daß Sie endlich die Zeitung aus der Hand legen! Was steht denn so Interessantes drin?“

„Mein erstes Gedicht!“

Aus dem Testament eines Menschenfeindes.

„Meiner alten, langjährigen Köchin Mili Brandmaier, welche mir unentwegt die Speisen verbrannte, vermachte ich 2000 Kronen ausschließlich nur zu dem Zweck, daß sie feinerzeit auch ihre Leiche kann verbrennen lassen.“

Brünnenerziehung.

Lehrer: „Möchten mir Euer Durchlaucht sagen, wie geboren auf Französisch heißt?“

Se. Durchlaucht (ärgertlich): „Nein!“

Lehrer: „Ganz recht, Euer Durchlaucht, nein, aber wie es im Volksmunde heißt, ne heißt geboren.“

Zu süß.

„Erzähle mir doch, wie Dir der erste Kuß von Deinem Bräutigam geschmeckt hat.“

„Ein erster Kuß läßt sich nicht beschreiben, den muß man — erleben.“

Wahnung.

Frau (zum Dienstmädchen): „Die Thüre zu unserem Salon müssen Sie auch einmal abputzen, Sophie!“

Ihr Ohr ist schon ganz schwarz!“

Ein beglückter Vater.

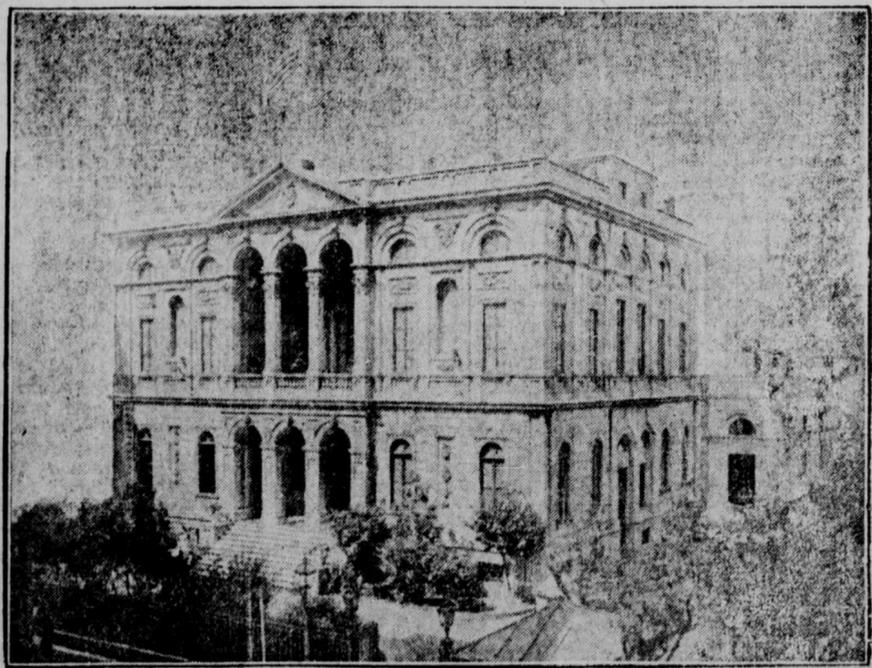
Luffschiffer: „Denten Sie sich meine Freude, mein kleiner Junge hat als sein erstes Wort Propeller gesagt!“

Fielsigend.

„Der Herr Rath scheint unter seiner verstorbenen Frau viel ausgestanden zu haben.“

„Weshalb glauben Sie das?“

„Weil er seine Villa „Amalienheim“ jetzt „Wilhelmsruhe“ getauft hat.“



Die amerikanische Gesandtschaft in Konstantinopel.